Dorenzathe.

Roman von Melati von Java.

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Tepe van Heemstede.

(2. Fortsetzung.)

„O, es ist nicht der Rede werth... Tante Brons hatte mir zum ersten Male ein Meisterwerk ihrer Schneiderkunst angezogen, einen Rock aus hellblauem Tuch mit großen, goldenen Knöpfen. Ich war mit dem Söhnchen des Bürgermeisters sehr befreundet und er lud mich daher zu seinem Geburtstag ein. Als ich zu ihm kam, bemerkte ich Jungen, daß die Mädchen lachend ihre Köpfe zusammensteckten, während die Jungen sich ohne Scheu über meinen Rock lustig machten. Vielleicht datiert von daher meine Antipathie gegen lebhafte Farben."

„Und das Fräulein lachte mit?"

„Das weiß ich nicht mehr. Aber später, als wir im Garten Blindekuh oder sonst etwas spielten, steckte ein Taugenichts das Kleidchen der kleinen Gräfin mit Stecknadeln an meinen Rock fest, was zur Folge hatte, daß er einen großen Riß bekam. Tante hatte feuchte solchen Stoff herausgesucht — während ihr Gesichtchen ganz blieb. Alle lachten, sie allein — sah mich so mitleidig an und besserte den Schaden aus, so gut sie konnte. Aber ich habe den Rock nicht mehr getragen."

„So, so, ist das alles?" fragte Brons, während er die Asche einer trüben Zigarre am Rande des Tisches abstreifte und den Teppich damit beschmutzte.

„Alles!"

Aber Alfred erzählte nicht, daß von dem Tage an die kleine Isabella der Mittelpunkt seines jungen Lebens geworden war, daß er die Tage, wo er sie sah, mit einem Sternchen in seinem Kalender bezeichnete. Auch nicht, daß unter den sorgfältig bewahrten Schätzen, die ihn an seine zärtlich geliebte Mutter erinnerten, sich einige Blümchen befanden, die Isabella beim Pflücken hatte fallen lassen, eine blaue Schleife, die um ihre Flechten geschlungen war, und die er vorsichtig zu erobern gewußt hatte, und dergleichen Raritäten mehr. Aber niemand wußte etwas von dieser geheimen Neigung, worüber er sich selbst kaum Rechenschaft zu geben wußte, sein Vater war der erste, der etwas davon bemerkt hatte, und das war ihm unangenehm.

„Und wirst du immer so roth, wenn du eine schöne junge Dame siehst?"

„Möglich, ich weiß es nicht. Gehst du heute früh nicht aus?"

„Jawohl, gleich! Aber noch eine Frage. Möchtest du das Fräulein de Marcy hier nicht gern als Herrin einführen?"

„Aber Papa, welch ein Einfall! Isabella de Marcy von Dorenzathe und ich . . . "

„Nun, was weiter?"

„Ich der Vetter von — Frau Pierino!"

Mit zornflammenden Augen sah Brons auf seinen Sohn.

„Was geht mich oder dich meine Schwester an? Soll denn das gnädige Fräulein deine Verwandtschaft heirathen oder nicht vielmehr dich allein? So lange du dich selbst nicht über alle die Standesvorurtheile zu erheben weißt, verdienst du auch nicht, daß andere deinetwegen sich darüber hinwegsetzen. Ich für meinen Theil lache sie aus mit meiner Million!"

„Ja, du lachst darüber, aber andere . . . "

„Andere werden es auch thun; es hängt von uns ab, welchen Standpunkt in der Welt wir einnehmen werden."

„Ersteige mir den Gefallen, solche Dinge nicht mehr zu berühren, ich will noch nicht ans Heirathen denken und am wenigsten mit einer, die meint, daß sie hoch über mir stände."

„Die Erhabenheit konnte wohl eingigl Erniedrigung und Schande werden," murrte Brons zwischen den Zähnen.

Seine Nichte trat ein und schlug die Hände zusammen.

„Aber Onkel, und nicht Aschenbecher genug da, daß du Asche und Zigarren nur so über den schönen Teppich streust. Es ist wirklich Jammer und Sünde!"

„Warum? Je eher sie verdorben sind, um so eher kann dein Vetter Alfred etwas Besseres kaufen."

„Aber das thut man nicht in Holland, und Vetter Alfred ist lange genug hier, um das zu wissen."

Alfred, der froh war, daß das Gespräch mit seinem Vater unterbrochen wurde, antwortete halb scherzend, halb reuevoll auf die Vorwürfe seiner Cousine.

6. Kapitel.

„Nun, Isabella, ich kann deine Neugierde befriedigen, der Sohn von Dorus Brons ist in der Stadt. Ein netter junger Mann, und ich glaube, daß sein Vater noch stolzer ist auf ihn als auf seine Millionen. Er hat seinen Albert mitgebracht zum Kasino.

„Er heißt nicht Albert, sondern Alfred."

„Wie weißt du das? fragte Großmama, ihre feine Brille von den Augen nehmend und zwischen den Falten ihres Taschentuches abwischend.

„Ich erinnere mich noch von früher her, daß er so hieß."

„Alfred. Welch ein barocker Einfall, sein Kind Alfred zu nennen; wie kommt er dazu?"

„Das habe ich ihn auch gefragt," bemerkte Gaston; „er sagte, es sei der schönste Name, den er kenne.

„Warum hat er ihn nicht „Tönis" oder „Kees" genannt, das bliebe wenigstens in der Familie," lachte Isabella.

„Süße Erinnerungen", frömmelte de Marcy.

„Und du hast ihn das gefragt, Gaston; also hast du ein Gespräch mit ihm angeknüpft?"

„Ich nicht — aber es traf sich so im Kasino. Er wird da sehr gesucht."

„Der Millionenadel! Das bringt unser Zeitgeist leider mit sich."

„Gewiß, und deshalb will ich nicht dagegen kämpfen. Außerdem, der Sohn Alfred . . . .

„Nenne diesen Namen doch nicht mehr, es wird mir übel!"

„Ist ein netter junger Mann — er hat ein sehr angenehmes Aeußere und eine Art und Weise, sich zu benehmen, daß manche junge Leute aus unserem Stande ihn darum beneiden können."

„Also hat er den Parvenu abgestreift!. Ich glaube, daß ich ihn heute morgen zeichen habe, als wir an ihrem Hause vorbeikamen; es standen zwei am Fenster."

„O ihr Weiber — was ihr nicht alles seht, selbst wenn ihr thut, als wenn es euch garnicht interessierte."

Die alte Dame warf einen unzufriedenen Blick auf ihre Enkelin.

„Mein gutes Kind!" sagte sie ernst und würdevoll, „in meiner Jugend sprach eine Dame von gutem Hause nie in solchem Tone von einem jungen Manne, der ihr nicht vorgestellt war; noch viel weniger von jemanden, der seiner gesellschaftlichen Stellung wegen dieser Ehre nicht theilhaftig werden konnte."

Isabella erröthete.

De Marcy lachte. „Es freut mich, daß Großmama dir mal den Text liest. Du hast es von Zeit zu Zeit nöthig und Papa ist zu schwach."

Damit ging er, und als sie allein waren, kniete Isabella vor ihrer Großmutter nieder und richtete ihr schönes Köpfchen zu der alten Dame empor:

„Großmama du weißt ja wohl, daß es nur Scherz war. Papa neckt mich gern ein wenig und dann antworte ich im gleichen Ton, aber der junge Brons interessirt mich nicht im geringsten."

„Ich erwarte auch nichts anderes von dir, mein Kind, aber in unserem Stande muß man sehr vorsichtig sein und selbst den kleinsten Schein vermeiden. Daß eine de Marcy einen solchen jungen Mann überhaupt nur bemerkt, das ist schon zu viel. Christliche Nächstenliebe kann sie ihm erweisen, wenn er in Noth kommt, aber im übrigen muß sie ihn — ignoriren."

Es war gut für die Gemüthsruhe der alten Dame, daß sie nichts davon wußte, daß ihr Sohn an diesem Abend weder das Kasino noch einen seiner adligen Freunde besuchte, — sondern ein Souper mit seiner Gegenwart beehrte, das Brons seinen Freunden gab, während er auch Gaston nebenbei eingeladen hatte.

Der Graf sagte es laut genug, daß er sich nichts aus seinem adligen Titel mache; im Grunde aber legte er doch einigen Werth darauf, wenn ein feines Souper und gute Zigarren ihm auch darüber gingen. Konnte er diese beiden Dinge miteinander vereinigen, seinem Stande gemäß und nach seinem Wohlgefallen leben, ja — das wäre ihm das liebste gewesen — aber jetzt fand er es lächerlich, um der alten Erinnerungen wegen einen solchen Genuß fahren zu lassen, der ihm gewiß nicht alle Tage geboten wurde.

Frau de Marcy und ihre Enkelin saßen inzwischen still und ruhig im kleinen Salon und lauschten dem monotonen Gesang des Windes oder erlustigten sich mit genealogischen Studien bekannter Stammbäume. Eine anregende Beschäftigung war dies gewiß nicht für die lebhafte, witzige Isabella, und wie zufrieden und anspruchslos sie auch war, so konnte es doch niemanden wundern, daß ihre freundlichen Augen glänzten und ihr junges Herz schneller zu klopfen begann, als ihr Vater ein paar Tage später mit der Nachricht nach Hause kam, daß im Kasino ein großer Ball stattfinden würde.

Daß Dorus Brons der Veranstalter dieser Festlichkeit war, sagte de Marcy wohlweislich nicht.

„Nicht wahr, Großmama", sagte der Vater, „du wirst doch für eine recht feine, hübsche Toilette für unsere Bella sorgen; Du mußt bedenken, es ist ihr erster Ball."

„Es wird sehr gemischt sein!" seufzte die alte Dame. „Ja ist eigentlich noch nicht präsentiert und ihr Entree auf einem Kaffeehausballe zu machen — das ist nicht vornehm!"

„O stelle nur nicht so hohe Ansprüche, Mama — warum sollte sie da nicht erscheinen dürfen — die Damen van Hoorn und van den Bosch kommen auch und . . ."

„Die sind schon eingeführt, aber wer wird sie beaufsichtigen?"

„Zum Donner auch . . . . wer sonst als ich?"

„Gaston! Gaston! Welche Ausdrücke! Ach, in meiner Jugend überließ man solche Worte den Stallknechten."

Isabella hatte schweigend dagesessen, anscheinend in ihre Stickerei vertieft, aber doch folgte sie mit klopfendem Herzen dem Gespräch.

Großmama hatte recht — aber doch ein Ball! Davon hatte sie so viel gehört und gelesen; sie war fast zwanzig Jahre alt und noch nie hatte sie etwas Näheres davon erfahren.

„Liebes Kind," sagte die Wittwe, „was meinst du dazu? Ist es nun wohl guter Ton, dort zu erscheinen; wäre es nicht viel passender wenn wir fortblieben?"

„Liebe Großmama," antwortete sie mit zögernder Stimme, „das muß ich ganz dir überlassen."

Diese Antwort hatte Frau de Marcy nicht gerade erwartet; wenn auch Isabella sich dem Plan ihres Vaters widersetzte, so war die Sache mit einem Male aus, aber nun wurde ihr die Entscheidung überlassen, und das machte die Sache schwieriger.

„Ach was!" sagte Gaston, „auf alle diese Bedenken können wir uns nicht einlassen; niemand hat etwas davon, wenn Bella hier still im Hauskleide am Ofen hockt und dem fröhlichen Tanzchen fern bleibt. Bedenke doch nur, Mama, als du so alt warst, hattest du schon fast genug vom Tanzen, und das arme Kind hat noch nie einen Ballsaal gesehen."

„Ein netter Ballsaal!"

„In jedem Falle ist es eine Zerstreuung für sie. Sie verkümmert hier mit all den hochtrabenden Ideen. Ginge es nach meinem Willen, Bella, so verließen wir noch lieber heut als morgen dies elende Nest."

Großmama sah das Mädchen von der Seite an, aber Isabella schien diesmal durchaus nicht geneigt, nach alter Gewohnheit der alten Dame beizupflichten; ihr Schweigen sprach deutlich dafür, daß Papas Ansichten ihr nicht so ganz mißfielen.

„Wenn ihre Mama noch lebte, sagte Frau de Marcy, „so würde ich nichts dagegen haben, sie in die Welt einzuführen . . ."

„Und wenn es unsere Finanzen es besser zuließen."

„O das Geld!" sagte sie verächtlich, mit der unnachahmlichen Geringschätzung einer großen Dame die Achsel zuckend, „so etwas macht man nicht von solchen Armseligkeiten abhängig."

Gaston lachte laut auf.

„Man thut das nicht, aber unwillkürlich muß man rechnen mit seinen Schulden, Hypotheken und wie all das Zeug heißen mag."

„Davon habe ich keine Idee! Isabella, meine liebe Kleine, fühlst du denn nicht, daß wir Adelige unser Thun und Lassen nicht einrichten nach den dummen Bemerkungen der Menge, sondern nach den Regeln, die wir befolgen, weil wir uns selbst respektiren?"

„Nun, du siehst, gnädige Frau Mama, der Ball widerstrebt nicht dem Respekt, den Isabella vor ihren eigenen Gefühlen hat, — sie ist die Hauptbetheiligte — also abgemacht."

„Wenn es nicht anders sein kann, in Gottes Namen!" seufzte die alte Gräfin. „Isabella, mein Kind, möge es dich nie reuen!"

Sobald der Ball wirklich beschlossen war, überließ sich Isabella ganz der Freude ihrer ersten Illusionen.

Die Ballrobe wurde ausgesucht, bestellt, angepaßt und endlich am Vorabend des festlichen Tages ins Haus besorgt, und alle diese Dinge waren Ereignisse in dem sonst so eintönigen Leben der jungen Vikomtesse.

7. Kapitel.

Der lang erwartete Tag war endlich angebrochen; das stille Dorenzathe war schon vom frühen Morgen an in Aufregung durch das wichtige Ereignis, das am Abend stattfinden würde.

Man aß früh zu Mittag; Isabella mußte auf Befehl der Großmutter möglichst der Ruhe pflegen und sich in einem nur mäßig erwärmten Zimmer aufhalten, um nicht erhitzt zu werden. Gerade hatte sie ihr in Papilloten eingedrehtes Haar den geschickten Fingern ihrer Zofe anvertraut, als Frau de Marcy den Besuch einer der wenigen Damen erhielt, womit sie noch Umgang hatte.

Es war die älteste der Freifräulein van Hoorn, eine sehr achtenswerthe junge Dame, schon über die Dreißig hinaus; wie weit, wußte niemand genau anzugeben.

Die Gräfin hielt große Stücke auf sie, aber fand heute ihren Besuch doch ein wenig ungelegen.

Es wurde über allerlei gesprochen, aber nicht über den Ball; Frau de Marcy sprach nicht gern darüber, denn sie war noch immer nicht ganz mit der Sache versöhnt.

Endlich begann das Freifräulein:

„Susanne und Marie sind heute eifrig mit der Toilette beschäftigt, aber daß ich Isabella nicht sehe, wird doch wohl einem andern Grund zuzuschreiben sein."

„Ich glaube, daß sie sich frisieren läßt."

„Für das Diner gewiß — denn sie wird doch wohl nicht den Ball besuchen?"

„Gewiß, Ihre Fräulein Schwestern gehen doch auch hin?"

„O ja, meine Schwestern, aber ich nicht. — Pfui doch! Ich habe es ihnen genug abgerathen und mich auf Isabella berufen, aber daß sie nun doch geht, das ist mir sehr peinlich."

„Und warum denn?"

„Begreifen Sie das nicht, gnädige Frau? Für alle Schätze dieses Menschen Brons oder wie er heißt, ginge ich nicht auf den Ball, den er seinen früheren Freunden gibt."

„Brons? Gibt Brons den Ball? Das ist ja nicht möglich!"

„Ganz bestimmt! Wußten Sie das nicht! Das wird der Vikomte Ihnen doch wohl gesagt haben!"

„Ganz und gar nicht . . . wenn ich das nur gewußt hätte!"

„Ich habe es mit meinen Eltern ganz verdorben, weil ich noch so viel Schicklichkeitsgefühl übrig behalten habe, diesen Ball nicht zu besuchen."

„Sie haben ganz recht, Clodie, daran erkenne ich Sie, aber warten Sie" und dann drückte sie auf den Schellenknopf.

„Aber ich bin trostlos, da ich vielleicht die Schuld trage, daß Isabella sehr enttäuscht sein wird."

„Enttäuscht? Sie wird froh sein, daß sie noch zur rechten Zeit von einer solchen Ungeschicklichkeit bewahrt bleibt."

Der alte Germain trat ein.

„Germain," sagte die Gräfin, „lassen Sie das Fräulein durch Minna bitten, mit ihrer Toilette nicht fortzufahren."

Fräulein van Hoorn erhob sich; sie hatte Hüfschläge gehört, und ihre Schüchternheit rieth ihr, den Besuch abzubrechen, sobald der Herr des Hauses, der ja ein noch junger Wittwer war, zurückkehrte.

Frau de Marcy ließ sie gehen und erwartete in nervöser Aufregung ihren Sohn.

Nichts ahnend von dem Sturme, der im Anzuge war, trat Gaston leise singend ein und begrüßte seine Mutter wie gewöhnlich.

„Nimm Platz" sagte sie streng, im vollen Bewußtsein ihrer Würde. Wenn sie so sprach, hatte Gaston stets einen gelinden Schrecken, er wußte dann, daß etwas Wichtiges vorgefallen war und daß er sich auf eine lästige halbe Stunde gefaßt machen mußte.

„Warum hast du mich betrogen?" fragte sie in scharfem Tone, „warum mir vorgehalten, daß der Ball von dem Kasino seinen Mitgliedern angeboten sei, während dieser Brons der Veranstalter dieses Festes ist?"

„Habe ich dir das nicht gesagt?" fragte de Marcy unschuldig.

„Nein, denn du weißt ganz gut, daß ich dann meine Zustimmung nicht gegeben hätte und Isabella sich auch dafür bedankt haben würde."

„Aber, meine gnädige Frau Mama! Das ändert ja nichts an der Sache. Brons hat ja nur das Geld dazu hergegeben, aber er ist kein Festgeber. Bewahre! Das hat dir gewiß die verrückte Clodie mit ihrem glatten, scheinheiligen Gesicht in den Kopf gesetzt. Ich versichere dir, es würde mich nur ein Wort kosten, dann setzte sie ein paar andere Schleifen auf ihr altes Ballkleid und ginge auch hin."

„Mein Sohn, welche Rede! Es ist doch nie eine solche Mesalliance in unserer Familie gewesen, wodurch man vermuthen könnte, daß du diesen Ton von einem plebejischen Mitgliede unseres Geschlechtes geerbt habest! Muß ich denn mit aller Macht einer Entartung unserer Familie vorzubeugen suchen?"

„Jetzt in der letzten Stunde mit solchen neuen Schwierigkeiten zu kommen — es ist, um toll zu werden! Wenn es etwas Unpassendes wäre, so würden ja weder die van Hoorns noch die Robecks, noch der Bürgermeister und Richter und Notar mit ihren Familien hingehen. Frage Barends nur, was er davon hält."

„Ich frage nicht, was andere denken, sondern thue und lasse einfach, was nach meiner Ueberzeugung geziemend ist oder nicht."

„Wir ignorieren einfach, was Brons mit dem Kasinovorstande abgemacht hat — und Isabella . . ."

Da ward die Thüre geöffnet und das junge Mädchen trat in ihrem Peignoir ein, die eine Hälfte des Kopfes noch in Papilloten, die andere mit den schönsten Locken geziert.

„Großmama," sagte sie, „Minna hat mir deine Botschaft überbracht, aber ich begreife nichts davon. Ist etwas vorgefallen?"

„Ein Kaprice, Kind!" sagte Gaston verdrießlich.

„Sie mag selbst entscheiden! Sag mal, willst du heute der Gast sein eines . . . Herrn, der einst deinem Vater die Schuhe geputzt hat?"

Mit erschrockenen Augen blickte sie umher.

„Brons! Gibt der den Ball? Sagst du das, Papa?"

„Ich? bewahre! Solche Lügen erzähl' ich nicht! Es ist Fräulein Clodie, die Großmama etwas vorgeflunkert hat."

„Du hast es aber selbst bestätigt. — Du magst nun selbst entscheiden, Kind!"

„Gehen die Damen van Hoorn auch?"

„Gewiß, die jungen Damen wenigstens; Clodie ist viel zu bang, daß sie an der Wand wird schildern müssen."

„Frage nie, was andere thun, Isa, sondern folge deinem Urtheil und Gefühl."

„Hör mal, Bella, ich werde es dir auslegen. Das Kasino wollte diesen Winter einen Ball geben, aber es fehlte am nöthigen Gelde. Nun hat Brons aus seinen eigenen Mitteln es dem Vorstand ermöglicht, dies zu thun. Wie kann er einen Ball geben? Er hat ja keine Dame, um die Honneurs wahrzunehmen! Jeder findet dies so nobel, daß niemand ihn durch eine Weigerung beleidigen möchte."

„Und werden Madame Piering und ihre erlauchten Familienmitglieder auch von der Gesellschaft sein?"

„Nein, nur die Mitglieder des Kasinos sind eingeladen!"

„Sehr undankbar, seine eigenen Standesgenossen so zu negieren!"

„Er will auch diesen Winter ein ordentliches Fest geben, aber das ist seine Sache und geht uns nichts an. Komm jetzt, Bella, mach dich fertig, Kind!"

„Willst du es wirklich thun, Isa?"

„O liebe Großmama, so wie es Papa auslegt, ist es etwas ganz anderes, hätte ich es nur früher gewußt . . . aber nun . . . es ist schon zu spät."

„Es ist nie zu spät, etwas Verkehrtes wieder gutzumachen, und es wird für den Parvenu eine empfindliche Strafe sein, wenn du im letzten Augenblick absagst."

„Ich möchte doch wissen, wofür der Parvenu eine Strafe von unserer Seite verdient hätte?" rief Gaston.

Das fand Isabella auch; es that ihr zwar leid, daß sie der lieben, guten Großmama eine Enttäuschung bereiten mußte, aber sie hatte sich so viel von ihrem ersten Ball vorgestellt und ihre Toilette war so reizend . . . aber doch sagte sie, nachdem sie eine Zeitlang mit sich selbst gekämpft hatte:

„Ich werde thun, was Großmama will."

„In dieser Sache lasse ich dir volle Freiheit, mein Engel, ich will nicht die geringste Pression auf deinen Entschluß ausüben."

„Komm, kleide dich nun schnell an!" sagte Gaston ungeduldig.

„Ja, Großmama, ich kann jetzt nicht gut anders, ich bin ja schon halb fertig."

„Schon gut, Kleine, schon gut!"

Isabella hörte an der Stimme der alten Dame, daß sie enttäuscht war, aber es war doch etwas zu viel von ihr verlangt, daß sie sich jetzt noch anders entschließen sollte.

Sie schlüpfte langsam aus dem Zimmer, aber das Vergnügen war ihr halb verleidet.

„Hoffen wir," so hörte sie die Gräfin noch sagen, „daß das Kind es die bereuen wird, diese Wahl getroffen zu haben."

Eine Wahl! So ernst hatte Isabella die Sache nicht aufgefaßt. Einen Augenblick blieb sie unschlüssig stehen, wie um zu sagen, daß sie sich anders bedacht habe, als ihr Vater aus dem Salon trat und sie zur Eile antrieb.

Gleich darauf war die Zofe mit der anderen Hälfte der Frisur vollauf beschäftigt.

8. Kapitel.

Das Erscheinen des Vikomtes de Marcy mit seiner schönen Tochter erregte ziemliches Aufsehen in dem geräumigen Tanzsaale. Sie sah allerliebst aus, wie ein weißes Rosenknöspchen, leicht erröthend, ein wenig schüchtern, aber doch in einer Haltung, die deutlich aussprach, daß sie sich ihres eigenen Werthes voll bewußt war.

Die kleine Szene mit ihrer Großmama hatte sie ein wenig verstimmt; obschon der Abschiedskuß der alten Dame ebenso herzlich gewesen wie immer, fühlte sie doch, daß ihre Großmama eine weniger günstige Idee von ihrem Charakter bekommen haben mußte, und daß sie sich in ihren Erwartungen bezüglich der Ansichten ihrer Enkelin betrogen fand.

Aber als die fröhliche Tanzmusik erklang und sie von jungen, blühenden Freundinnen umgeben war, trieb das Wölfchen rasch fort.

Sie fühlte sich ganz zu Hause, wenn sie auch die breitschulterige Figur des alten Brons zwischen den Notabeln der Stadt gewahr wurde und bald errieth, daß auch sein Sohn sich unter den Tänzern befand.

Schon manche Runde hatte sie getanzt, als ihr Vater mit dem jungen Mann, den sie für Alfred Brons gehalten hatte, herankam und ihr denselben vorstellte. Sie erröthete und dachte an Großmama. Er bat um einen Tanz, und obschon es ihr sehr unangenehm war, durfte sie ihm doch keine abschlägige Antwort geben.

Es reute sie fast, daß sie ihren Willen durchgesetzt hatte, nun sie mit dem Sohn des ehemaligen Schuhputzers tanzen sollte, aber es war nun einmal nichts daran zu ändern — was das Aeußere und die Manieren betraf, so brauchte Alfred hinter keinem der Anwesenden zurückzustehen.

Das Herz des jungen Mannes aber klopfte vor ängstlicher Erwartung; sie war ihm noch nie so schön, so königlich vorgekommen wie heute.

Keine Prinzessin könnte eine schönere, zierlichere Gestalt, ein einnehmenderes Lächeln aufweisen! Und die Augen, wie leuchteten sie so hell aus dem aristokratischen, in zarter Farbe schimmernden Gesichtchen!

Sein Arm bebte, als sie ihre kleine Hand darauf ruhen ließ, und er, der den ganzen Abend sich mit allen Damen frei und ungezwungen unterhalten hatte, konnte im Anfang keine Worte finden, um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

„Ich habe die Stadt wenig verändert vorgefunden," so begann er.

„Es sind auch nicht viel Aenderungen vorgekommen," lautete die Antwort.

„Es ist schade, daß der vorige Bürgermeister so jung gestorben ist."

„Ja, es war für seine Familie ein harter Schlag."

„Der älteste Sohn Gerhard ist nach Java."

„Das hat mir seine Schwester Anna erst kürzlich geschrieben."

„Die Familie wohnt ja jetzt in Amsterdam?"

„Ja, seit dem vorigen Jahre."

„Die beiden sind doch ein schönes Paar," dachte Brons senior und schaute ihnen mit Wohlgefallen nach.

Plötzlich sah er de Marcy neben sich stehen.

„Können Sie mir auch sagen," fragte er, sich den Schein der Sorglosigkeit gebend, „wer die Dame ist, womit mein Sohn tanzt? Mir däucht, sie ist die Königin des Balles."

„Es ist meine Tochter," erwiderte de Marcy mit verzeihlichem Vaterstolz.

„Nun, dann mache ich Ihnen mein Kompliment, Herr Graf! Keine Dame kann in ihrem Schatten stehen."

„O, das will ich nicht behaupten! Aber ihr Sohn, Brons, ich wollte, daß ich einen solchen Sohn hätte statt des Mädchens."

„Ein Mädchen ist für einen Vater doch viel mehr werth als ein Junge, die Söhne müssen in die Welt hinaus.

„Wenn die Väter noch so jung sind, begleiten sie ihre Söhne, während die Töchter gleich heirathen."

„Es wird für Sie ein schweres Opfer sein, Ihre Tochter zu verlieren."

„O, das hat so leicht nichts zu sagen. Isabella ist schön genug, aber man sieht jetzt mehr nach der Börse als nach dem Gesicht."

„Aber doch nicht jeder."

„Ja, aber jeder konveniert uns auch nicht!"

Brons mußte gerade seinem Nachbarn zur Linken Rede stehen und so konnte er auf die letzte Bemerkung des Vikomte, die wohl für eine Zurückweisung gelten konnte, keine Antwort geben.

Die Musik und die fröhliche Umgebung übten je länger, je mehr ihren betäubenden Einfluß auf den Festgeber aus; während er anscheinend kühl und ruhig gleichgültig mit diesem oder jenem plauderte, folgten die Blicke unaufhörlich dem jungen Paar.

„Magnifik! Man kann sich nichts Schöneres denken, er groß und dunkel, sie schlank und blond, aber doch viel kleiner; sie unterhalten sich lebhaft! Was steht im Wege, sie zusammenzubringen? Daß ihre Großeltern vornehme Leute waren und seine . . . . . Na, was macht das aus! Die Bücher und Zeitungen sind voll davon, daß solche Ideen nicht in unsere Zeit hineingehören, und im Grunde genommen was hat das Kind an all den Leuten, die schon seit vielen Jahren todt sind! Vielleicht muß sie sonst einen alten gichtgeplagten Baron nehmen, der Schätze besitzt — und wer weiß, ob sie nicht ganz gern meinen hübschen, reichen Jungen haben möchte, wenn Papa nichts dagegen hat."

Brons rechnete noch nicht mit der Großmutter.

„Ja," fuhr er mit steigendem Behagen fort, „Alfred Herr von Dorenzathe und verheirathet mit dem adeligen Fräulein! Schöner kann es nicht sein, prächtiger könnte ich mein Werk nicht krönen. Mit den Finanzen soll es da drüben im Schlosse sehr schlecht bestellt sein, um so besser für mich; im Trüben ist gut fischen, nur tüchtig weiter manövriert, bisher geht alles nach Wunsch!"

„Langweilst du dich, Vater?" fragte eine Stimme hinter ihm.

„So, Alfred, wie steht's? Wo ist deine Dame geblieben?"

„Auf ihrem Platz."

„So? Hast du sie nicht gar zu rasch entlassen?"

„Sie war schwindlig, wie sie sagte?"

„Ein schönes Mädchen, was?"

„Jawohl, das geht schon!"

„Sie ist die schönste von allen hier im Saal. Und wie ist sie im Umgang? Ziemlich freundlich?"

„O ja, allerliebst!"

„Hast du noch einen Tanz mit ihr?"

„Nein, ich habe sie wenigstens nicht gefragt."

„Und warum denn nicht?"

„Ihre Karte war voll."

„So! so! Dann bist du nicht früh genug dabei gewesen. Mit wem tanzt sie sonst noch?"

„Mit Grafen und Baronen und Offizieren, aber nicht mit Bürgerlichen wie mir."

„So, auch schon eingebildet? Und worauf? Auf die Hypotheken vielleicht, womit das alte Ding, das sie Schloß nennen, beladen ist?"

„Das habe ich nicht gefragt," lachte Alfred ein wenig forciert, „ich habe es immer eingesehen, Vater, nichts ist gefährlicher, als hoch fliegen zu wollen oder selbst zu viel in die Luft zu gucken. Man verliert dabei den rechten Weg, der sicher zum Ziele führt. Adieu, ich habe Fräulein Stein zu diesem Tanze engagiert."

„Die Krämerstochter, welch ein Unterschied!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Sozialdemokrate[illegible] und ihre Väter.

Erzählung von Konrad v. Bola[illegible]

Erster Teil.

I.

Die Ehrwart.

Das Schöntal im Fürsten[illegible] Lützelburg verdient seinen Nam[illegible] denn unbestreitbar sind seine Na[illegible] schönheiten. Es beginnt am F[illegible] des Hochgebirges, dessen Häu[illegible] an Regentagen in Wolken [illegible] schwinden, während bei h[illegible] Witterung eisbedeckte Firnen [illegible] Sonnenglanze leuchten. Sch[illegible] delnd hohe, jäh abstürzende F[illegible] wände gibt es dort und schauer[illegible] Abgründe. Nach den Schneefel[illegible] empor führen steile, halsbreche[illegible] Pfade, von Solchen mühselig [illegible] klommen, die es nach der F[illegible] zieht, nicht abgeschreckt durch [illegible] Gefahr, beim geringsten Fehl[illegible] die große Zahl jener Tollkü[illegible] zu vermehren, welche den töric[illegible] Kitzel, auf den Köpfen der B[illegible] riesen zu stehen, mit dem Le[illegible] büßen müssen.

Aus einer Schlucht des H[illegible] gebirges springt ein kleines Wa[illegible] hervor. In wildem Jugendü[illegible] mut, mit viel Geräusch und Get[illegible] vorläufig namenlos und schein[illegible] zwecklos, beginnt es nach deutsc[illegible] Landen seinen Lauf. Weiter[illegible] vereinigen sich mit ihm and[illegible] Wasser, und jetzt nimmt es die [illegible] stalt des ansehnlichen Baches [illegible] Kaum hat der Bach das Schö[illegible] erreicht, so empfängt er Namen [illegible] Beruf. Er heißt jetzt die Wal[illegible] und seine Aufgabe besteht zunä[illegible] darin, Sägemühlen zu treiben [illegible] auf seinem Rücken schmale Fl[illegible] von Bohlen und Dielen zu trag[illegible] Sein jugendlicher Ungestüm ist [illegible] reits vergangen, weil er merkt, [illegible] Durchwandern deutscher Länder [illegible] kein Lustwandeln, sondern verkni[illegible] mit mancherlei Lasten. Bedächti[illegible] Laufes legt er manche Meile zur[illegible] in kurzen Pausen von Säge- [illegible] Fruchtmühlen in Anspruch gen[illegible] men. Das Hochgebirge ist lä[illegible] verschwunden in der Ferne, ben[illegible] dete Anhöhen treten immer we[illegible] zurück, und immer breiter wird [illegible] Tal. Zu beiden Seiten der Wa[illegible] liegen die Wiesenmatten, du[illegible] wirkt mit mannigfaltigen Blum[illegible] die im Verein mit Gräsern [illegible] Kräutern die Luft mit würzig[illegible] Duft erfüllen. An die Wiesen [illegible] ßen unabsehbare Ackerfelder, [illegible] denen in verschiedenen Farbentö[illegible] ein Meer von Halmen wogt, un[illegible] brochen von rot und violett blüh[illegible] dem Klee, von gelb leuchten[illegible] Rapsfeldern und feuerrot schauke[illegible] den Mohnfluren. An sanften [illegible] höhen steigen Rebzeilen empor, [illegible] die Weinberge des Schöntales [illegible] zeugen in weiß und rot wirksa[illegible] Mittel, gedrückte Gemüter zu [illegible] freuen und die Bibelworte zu [illegible] stätigen: „Wonne der Seele [illegible] des Herzens ist der Wein, mä[illegible] getrunken." Weinberge und Fu[illegible] geben nach allen Richtungen Ze[illegible] nis von Umsicht, Fleiß und Beha[illegible] lichkeit deutscher Landwirte. A[illegible] die Gehöfte und Dörfer, allenth[illegible] ben in der Landschaft zerstreut, v[illegible] künden durch Sauberkeit und O[illegible] nung deutschen Charakter, der n[illegible] seiner schönsten Seite sich äuß[illegible] wenn beim Aveläuten, oder be[illegible] Glockenruf der Wandlung, [illegible] Bauern auf den Feldern die Ar[illegible] unterbrechen, die Häupter entblö[illegible] und dem Drange ihres fromm[illegible] Sinnes folgen.

Nach langer Wanderung ge[illegible] die Waller in flüchtige Gesang[illegible] schaft. Ihr Lauf wird gehem[illegible] durch einen großen Weiher, des[illegible] Zweck darin besteht, die Gewä[illegible] zu stauen und sie durch Kanäle u[illegible] Schleusen zum Betriebe eines H[illegible] tenwerkes zu befähigen. Um d[illegible] Hüttenwerk hatte sich im Laufe [illegible] Zeit das Dorf Oberhausen gebild[illegible] dessen männliche Bewohner [illegible] ohne Ausnahme in der Schmelz[illegible] Former und Gießer, in der We[illegible] penschmiede als Hammerschmi[illegible] und im Bergwerk als Erzgrä[illegible] tätig sind. Das Hüttenwerk geh[illegible] der Familie Ehrwart, deren Ahn[illegible] es vor Jahrhunderten gegrün[illegible] und allmählich von bescheiden[illegible] Anfängen bis zur gegenwärtig[illegible]